Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **8 (1926)**

Heft 17

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Tit. Schweiz. Landesbibl.

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. / Einzelnummern kosten 20 Rp. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken.

Erscheint jeden Freitag

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Insertionspreis: Für die Schweiz: Die einspaltige Nonpareillezeile 30 Rp., Ausland 40 Rp. Reklamen Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.- per Zeile. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. / Inseratenschluß: Mittwoch Abend

Administration und **Inseraten-Annahme:** Orag A.-G., Zürich, Sihlstraße 43, Telephon S. 65.49, Postcheck-Konto VIII 3001 / **Druck** und **Expedition:** Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfäffikon-Zürich, Tel. 60

Nr. 17 | **Zürich, 23. April 1926** | **VIII. Jahrgang**

Wochenchronik.

Schweiz.

In den letzten Tagen genehmigte der Bundesrat die Geschäftsberichte von vier Departementen; diese Berichte geben Aufschluß über manche interessante Einzelheiten. Da findet sich z. B. in demjenigen des Post- und Eisenbahndepartements ein Ueberblick über die Entwicklung des Radiowesens in der Schweiz. Man hat in unserm Lande der Radiophonie gegenüber verhältnismäßig lang Zurückhaltung beobachtet. Mit der Errichtung der ersten Sendestationen fing die Zahl der konzessionierten privaten Empfangsstationen in überraschender Weise zu steigen an. Der Bund sah sich vor die Aufgabe gestellt, das neue Gebiet durch Verordnungen zu regeln. Die Kosten der Emmissionen der vier bestehenden Rundspruchstationen Lausanne, Genf, Zürich, Bern werden ausschließlich aus den Anteilen an Konzessionsgebühren bestritten, welche die eidg. Verwaltung den Radiophonie-Genossenschaften überweist. Jede Station erhält 80% der Konzessionsgebühren, die von den Empfangsstationen im natürlichen Wirkungskreis jedes Senders erhoben werden. Die Verwaltung hat diese Gebiete abgegrenzt. Die Zahl der konzessionierten privaten Empfangsstationen, die in dieser Weise mit ihren Gebühren an die Kosten der Radiophonie beitragen, legt Beweis ab für den Siegeszug, den das Radio in den letzten drei Jahren bei uns angetreten hat. 1923 belief sich die Zahl der Empfangsstationen in der Schweiz auf 980; 1924 waren es 16 964 und Ende 1925 bereits 33 532. Von kompetenter Seite erfahren wir, daß in den ersten Wochen des Jahres 1926 allein im Gebiet der Sendestation Bern mehrere Tausend neue Konzessionen erteilt wurden.

Ausland.

Frankreich macht weitere Anstrengungen, um seinem Staatshaushalt wieder eine solide Grundlage zu geben. Unter den Mitteln, die zur Erreichung des Zieles vorgeschlagen wurden, hat eines die Anerkennung der Kammer gefunden: die freiwillige Steuer. In einem Aufruf an die Bevölkerung ladet Finanzminister Péret ein, die gesetzlichen Abgaben an den Staat durch freiwillige Spenden zu ergänzen. Der Präsident der Republik, Doumergue, zeichnete als erster eine Gabe von 50 000 Franken. Nun erinnert Otto Fredricks in einem geistvollen Aufsatz im „Journal de Genève" daran, daß diese freiwillige Spende nichts Neues unter der Sonne ist. Im Jahr 1788, da die Finanznöte Frankreichs vor Ausbruch der Revolution einen Höhepunkt erreicht hatten, war es eine Pionierin der Frauenbewegung, die Verfasserin von „Les droits de la femme" Olympe de Gouge, die in einer Schrift „Projet de l'impôt patriotique" Idee und Ausführungsplan für eine freiwillige Vaterlandssteuer bekannt gab. Es findet sich in ihrer Broschüre folgende Stelle: „Mir schwebt eine Staatskasse vor, in die jeder nach gutem Willen und Können eine freiwillige Gabe spendet. Diese Steuer wäre eine Tat, die der Nachwelt Zeugnis ablegte von hochherziger französischen Gesinnung und die das Jahrhundert, in dem sie vollbracht war, zu einer der denkwürdigsten Epochen französischer Geschichte machte.

In Udjda, einem kleinen marokkanischen Städtchen, gehen die Friedensverhandlungen zwischen den Abgesandten Abd el Krims und der französischen und der spanischen Delegation vor sich. Frankreich stellt eine Reihe von scharfen Bedingungen: Unterwerfung der Rif- und Djabellastämme unter den Sultan, Ausweisung Abd el Krims aus dem Rifgebiet gegen eine angemessene Kompensation; dagegen wären Frankreich uud Spanien bereit, den Rifleuten die administrative Selbständigkeit zuzusichern. Es wird angenommen, daß die Verhandlungen in diesen Tagen zu einem Waffenstillstand führen. — England hat schwere Kohlensorgen. Im langwierigen Konflikt zwischen der nationalen Bergarbeiter-Union und den Arbeitgebern verzögert sich die Lösung immer wieder. Am vergangenen Samstag fand in der Alberthalle in London eine Protestversammlung von 18—20 000 Frauen aus allen Teilen Englands statt. Die Versammlung sprach sich in einer Resolution gegen Streik und Aussperrung aus. J. M.

Von zarten Gewohnheiten.

Es gibt in der Schweiz eine Frau, die Zeit ihres Lebens jeden jungen Tag mit dem Lied begrüßt: Mein Herz tu dich auf, laß die Sonne herein .... Der Sohn dieser Frau, dem sich schon Silberfäden durch's Haar ziehen, hat diese liebe Gewohnheit beibehalten und empfahl sie kürzlich — nach einem Vortrag über die Arbeit des Völkerbundes — einem größeren Publikum, weil ein Jeder auf diese Weise mitarbeiten könne am Weltfrieden. Denn jeder Friede fängt zuerst im eigenen Herzen an. Wer mit sich selbst nicht im Frieden lebt, kann es auch nicht mit andern.

Ja, könnte die Sonne allein das Werk des Friedens tun, so wäre der Mensch frei von Mühe und Verantwortung, dürfte ernten, ohne gesäet zu haben. Aber, daß wir so leicht den Frieden nicht bekommen, lehrt die Erfahrung — wie wäre sonst der Zank der Kinderstube zu erklären, der Unfriede in der eigenen Familie? der Krieg?

Daß Frieden halten eine ebenso schwere wie praktische Arbeit ist, das wissen alle, die im Leben stehen und mit andern Menschen umgehen müssen; gleich schwer für Männer wie für Frauen und für Kinder. Und diese Arbeit kann nicht von einer außermenschlichen Kraft — von der Sonne, oder auch vom ewigen, göttlichen Licht allein getan werden. Es braucht dazu auch Menschen, Geist und Wille, es braucht das Oeffnen des Menschenherzens, ein freiwilliges Auftun aller Kammern und verborgenen Winkel, damit das Licht jeden Flecken und jedes Spinnweb offenbare. Wenn wir dann mit wachen Augen vor unserm Innersten stehen mit seinen Schwächen und Fehlern, so werden wir den Wunsch haben: rein zu machen, Herz-Hausputz zu halten! Demütig stehen wir und bitten: Herr, vergib unsere Schuld!

Haben wir aber einmal die Tiefe eigener Schuld erlebt und die Güte Gottes, die uns vergab, so kommen wir aus der Unruhe zur Ruhe, aus dem Zwiespalt zur Klarheit, aus dem Kampf mit dem Gewissen zum Frieden mit Gott, mit dem Göttlichen in uns. Damit wäre dann auch der erste Schritt getan, der zum Frieden halten mit Andern nötig ist. Wer seine eigene Schuld einsieht, wird nicht leichtfertig zum Richter über Andere; wem selbst vergeben wurde, der anerkennt, daß auch für Andere Gnade vor Recht geht.

Nach dieser kurzen Betrachtung bekommt das Morgenlied: Mein Herz tu dich auf, laß die Sonne herein . . . eine so weite und tiefe Bedeutung, daß wir uns jeden Tag etwas anderes darunter vorstellen können. Täglich können wir etwas Neues dabei beten, bis auch für uns die schlichten Worte alles zusammen fassen, was sinnbildlich darin enthalten ist.

Hier ein kleines Beispiel:

Mein Herz, tu dich auf:
Lieber Gott, öffne meine Sinne, damit ich das
Gute im Alltag sehe,
öffne meine Ohren für das heimliche Wort
der Güte,
vertiefe mein Fühlen für alle zarten Aeußerungen der Seele,
verfeinere meinen Geschmack, damit die geheimen Bande der Liebe
mir heilig sind und wichtiger als Geld und Gut.
Laß die Sonne herein — laß mich vom
ewigen Licht, von göttlicher Liebe
ergriffen sein!
dann wird mir das Gute wichtiger als das
Ungute,
dann wird die Mühe zur Freude,
dann wird das heimliche Wort der Güte mächtiger sein als Zank und Zorn und
Krieg,
dann wird das Verständnis für andere Art
wachsen und jedem sein Recht zugebilligt,
dann wird die Macht der Nächsten-Liebe
siegen über den Krieg.

Gute Gewohnheiten tragen ihren Segen in sich. Es ist gewiß nicht nötig, daß man den vollen Inhalt eines Spruches von vornherein erkenne; durch häufige Wiederholung wird er sich von selbst erklären; langsam, allmählich, aus der eigenen Seele heraus werden neue Gedanken aufsteigen, die — weil sie aus dem eigenen Innern kommen — viel wirksamer sind als alle von außen zugeführten. Drum: Laßt uns zarte Gewohnheiten pflegen.

Agnes Meyer.

Aus der Bundesversammlung.

Bern, den 21. April.

In der letzten Nummer des „Schweizer Frauenblatt" teilte ein kurzes Telegramm mit, daß der Nationalrat im Beamtengesetz den Artikel 4 betreffend Wahlerfordernisse an die Kommission zurückgewiesen hat in dem Sinne, daß die von den Frauenvereinigungen und vom Zentralvorstand des Schweiz. Kaufmännischen Vereins beanstandeten Zusätze der Kommission zu den Artikeln 4 und 55 von der Kommission nochmals zu prüfen seien. Die Rückweisung erfolgte auf Antrag des französischen Referenten Hrn. Evéquoz (k.-k., Wallis). Nationalrat Graf, der ein Votum zu dem Art. 4 angekündigt hatte, erklärte sich mit der Rückweisung einverstanden. Es war nicht ohne Interesse zu hören, wie der konservative Walliser Abgeordnete seinen Antrag begründete. Mit einem nachsichtig wohlwollenden, auch ein bißchen malitiösen Lächeln bemerkte er, die Kommission sei von den Frauen mit Eingaben bombardiert werden. Der unschuldige Zusatz zu Artikel 4, es könne bei der Wahl auf das Geschlecht Rücksicht genommen werden, habe nebst dem Zusatz zu Art. 55 bei den Frauen geradezu einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Und doch entspreche der Zusatz zu Art. 4 vollständig einer naturgemäßen Praxis; er bedeute lediglich ein klares Festlegen dessen, was sein muß: Es gibt nun einmal Funktionen in den Bundesbetrieben, für die nur das eine oder andere Geschlecht in Betracht kommen kann. Auch wenn der Zusatz fallen sollte, änderte das in Wirklichkeit nichts zu gunsten des einen oder des andern Geschlechtes. Der gute Wille der Kommission soll zum Ausdruck gelangen, indem diese späten Eingaben von ihr noch eingehend studiert werden. In der Juni-Session, in der die Beratung hoffentlich auch den Artikel 55 erreicht, wird es der Kommission möglich sein, sich über die in den Frauenangaben aufgeworfenen Fragen zu Art. 4 und 55 zu äußern. So Hr. Evéquoz.

Von dem zurückgelegten Artikel 4 an schritt die Beratung im normalen Tempo vorwärts. Bei dem stark umstrittenen Artikel 13 betreffend das Vereinsrecht trat sodann die erwartete Stagnation ein. Der Rat ist bis zur Stunde noch nicht darüber hinausgekommen. Die Diskussion gilt dem zweiten Absatz des Artikels, für den die Mehrheit der Kommission in Zustimmung zum Entwurf des Bundesrates und zum Beschluß des Ständerates folgenden Wortlaut beantragt: „Dem Beamten ist untersagt, einer Vereinigung anzugehören, die den Streik von Beamten vorsieht, oder anwendet, oder sonstwie in ihren Zwecken oder in den dafür bestimmten Mitteln rechtswidrig oder staatsgefährlich ist". Die erste Minderheit der Kommission empfiehlt gemäß dem Beschluß der sozialdemokratischen Fraktion Streichung, unterstützt wird sie von den Kommunisten im Rate. Aber auch ein Mitglied der freisinnigen Fraktion trat mit persönlicher Begründung für Streichung ein. Eine zweite Minderheit beantragt eine abgeänderte Fassung. Es ist ungewiß, ob der Artikel 13 noch in dieser Session erledigt werden kann. — Eine besondere Sitzung widmete der Nationalrat einer Reihe von Motionen und Postulaten betreffend Maßnahmen gegen die Entvölkerung unserer Hochtäler, betreffend Förderung der Milchwirtschaft in den Gebirgskantonen, betreffend Bundeshilfe und Maßnahmen bei dem durch die Maul- und Klauenseuche entstandenen Schaden usw.

Im Ständerat wurde der erste Teil der Vorlage über das Verwaltungsgericht zu Ende beraten. Im Tuberkulosegesetz kamen die Artikel 12—15 zur Erledigung. Bei Artikel 12, der von den Beiträgen des Bundes an Institutionen zur Bekämpfung der Tuberkulose handelt, stellte Hr. Hauser von Glarus, unterstützt von Hrn. de Week, Freiburg, den Antrag, eine Rückwirkungsklausel aufzunehmen. Darnach sollten

---

Feuilleton.

Ein Besuch.

Von Lisa Wenger.

Wir saßen, den Abend genießend, hoch oben im Garten, und sahen hinüber zum St. Giorgio, auf dessen grünen Hängen sich dunkle, violette Schatten lagerten. Unsere beiden jungen und hübschen Nichten standen am Geländer und staunten die reifenden Feigen an, die sich unten im Redgeländ bläulich färbten.

„Wenn ihr genug von uns haben werdet als eure Gäste, so sagt es uns bei Zeiten, damit wir mit Anstand abreisen können," rief die ältere, die dunkle Regina. Man lachte.

„Sagt man so etwas seinen Gästen," fragte jemand.

„Nein, eben, das wagt man nicht. Und darum sind Gäste eine Plage. Eben darum, weil man sie nicht fortschicken kann. Cyllas Gesichtlein überflog Traurigkeit. „Erzähle, Regina." Sie lachte, leicht verlegen. Aber schon saßen ihre Zuhörer auf der Steinbank, den Treppenstufen, auf dem Gras und dem Granittisch und warteten.

„Wir brachten vor zwei Jahren den Sommer im Tessin zu wie ihr, und genossen unser seltsames, kühles, weitläufiges Haus. Ein langweiliger und etwas klebriger Gast war am Abschiednehmen. Wir, Cylla und ich, begleiteten ihn bis zur Post mit dem heimlichen, lächelnden Gefühl dessen, der ein schönes Geheimnis weiß. Das Geheimnis hieß: Bald werden wir allein sein, frei sein, bald dürfen wir andächtig und glücklich uns selbst leben. Brauchen nicht zu reden, wenn wir lieber schwiegen, und Wald und Garten gehören wieder uns, und unser rotes Häuschen und alle unsere verschwiegenen Plätze überall. Wir können wieder Zwiesprache halten mit dem Himmel und dem See und den flüsternden Bäumen.

Als die Post auf dem Kirchplatz um die Ecke verschwand, gingen wir Hand in Hand nach Hause, und freuten uns. Vielleicht aneinander, vielleicht an unseren Gedanken, vielleicht an dem, was verborgen in uns schlummerte, das wir nicht mit Namen nennen konnten, und das doch da war, und darauf wartete, geboren zu werden.

Am nächsten Morgen schon überfiel uns ein Telegramm: Peter kommt mit der Abendpost und bringt Marianne Reder mit. Vater.

Als ich gelesen, sank meine Hand schwer in die Falten meines Kleides und ließ das blaue Papier mit Abscheu zur Erde fallen. Aus! Vorbei. Tot die junge Freiheit, verschüttet das Zwiegespräch mit See und Himmel. Marianne Reder! Was wollte sie? Warum kam sie mit dem Bruder? Wer hatte sie eingeladen? Wie kam der Vater dazu? Marianne Reder, die wir kaum kannten, die eine entfernte — mein Gott wie entfernte — Base von uns war, die hier wie ein schwarzer Fleck auf einem roten Kleid wirken mußte, die alles verderben würde, wenn sie in unser Paradies hinein trampelte. Marianne, die Tochter eines Vaters, durch den wir nur Widerwärtiges erfahren, und der unsern Seelen fremd war. Wir trotzten. Wir wüteten. Wir nannten Verwandtschaft eine verlogene und despotische Sache. Wir fanden, daß der Januskopf der gesellschaftlichen Ordnung nirgends so verzerrt zu Tage trete wie da. Du mußt — wo lautet es drohender, als im engen Kreise der Verwandten. Du mußt lieben — und man haßt. Du mußt loben, bewundern, lächeln, umarmen und küssen, und dein ganzes Inneres weicht zurück, deine ganze Seele schauderi vor der Heuchelei, der Komödie, die zu spielen du gezwungen bist. So tobten wir. Hilflos standen wir da, alle Philosophie nützte uns nichts. Leise sagte ich zu Cylla: „Wir müssen uns fügen. Wir müssen Vater das zu Liebe tun und diese Marianne freundlich aufnehmen. Vielleicht geht's, wenn wir uns im Zaum halten." Cylla nickte mit dem Kopf und weinte dazu. Dann zwang sie ihre Tränen zu versiegen.

Als abends die Post über den Kirchplatz schmetterte, standen wir mit höflichen Willkommensgesichtern da, und begrüßten den Bruder und die unerfreuliche Base, und wunderten uns, daß wir das in so natürlicher Weise fertig brachten. Heuchelten wir? Erfüllten wir eine Pflicht? Waren wir einfach zu feig, unsere Enttäuschung zu zeigen?

Wir erfuhren im Laufe des Abends, daß Marianne aus der französischen Schweiz heimgekehrt, daß sie sich bei ihrem Vater aufhalte, und daß sie, wenn sie sich erholt haben würde, eine Stellung irgendwo zu finden hoffe. Sie war dreißig Jahre alt, und von ihrem Manne geschieden. Warum, sagte sie nicht. Wir erfuhren ja nie, was dem Bild seinen Schatten verliehen hätte und es interessant machen würde! Mariannes Augen waren groß, sehr schwarz, und drehten sich mit Vorliebe ganz nach rechts oder ganz nach links, wodurch das Weiße ihrer Augen grell und blauweiß leuchtete. Es fiel mir auf, daß sie dann einem Bild des Luzifer von Stuck glich, das ich in Großmutters „Deutsche Holzschneidekunst" gesehen. Sie war klein. Da sie ein sehr kurzes Kleid trug, der Mode entsprechend, sah man ihre dicken Beine. Ihre ganze Figur glich einem hölzernen Kaspar."

Es lachten alle. „Regina, man merkt, daß das deine Freundin nicht geworden ist„, rief jemand. „Aergert mich nicht," sagte Regina gehalten, „hört lieber zu, wie es weiter geht." Das taten wir und sie fuhr fort zu erzählen.

„Angezogen war sie lumpig. Nicht gerade lumpig, aber es sollte etwas vorstellen, und stellte genau das vor, was es war. Ihre Schuhe hatten herabgetretene Absätze. Ich bin sonst nicht so, daß ich mir solche Nebensachen merke, oder gar sie den Leuten, die ich gerne habe, anrechne. Aber hier gehört es dazu, ich muß die Umrisse zeichnen.

„Wir werden sie mit Kleidern ausstatten müssen", sagte Bruder Peter. Ich nickte. Man konnte wirklich mit ihr nicht unter Leute gehen. (Unter Leute, denn Menschen würden auf ihre Kleider nicht geachtet haben.) Sie wurde also ausgestattet, und dankte überschwenglich. Cylla und Peter behaupteten, mit Tränen in den Augen. Davon hatte ich nichts gesehen, nur hatte mir scheinen wollen, als seien es die teuersten Hüte, Stiefel und Blousen gewesen, die ihr jedesmal am besten gepaßt hatten.

Marianne befliß sich aller Tugenden, ganz besonders der für eine Frau herkömmlichen: Kaum hatte man gegessen, sprang sie auf und half den Tisch abräumen, was gegen unsere Gewohnheit war. Sie sprang auf und holte Kissen, wenn man sich im Gras zu lagern gedachte. Kurz, sie führte sich ein. Offenbar ahnte sie im Voraus, daß sie so unserer Mutter gefallen würde. Sie ging um ein jedes von uns herum, die Bresche zu finden, durch die sie in unsre Inneres eindringen konnte und sich einnisten.

„Regina!" rief es aus dem Dunkel eines Bambusgebüsches.

„Wenn ich nicht erzählen soll, wie ich erzähle, kann ich aufhören," kam rasch die Antwort. Doch fuhr sie fort.

„Tausendmal entschuldigte sie sich, daß sie uns überfallen, ohne zu wissen, ob sie uns genehm sei. Sie lobte die herrliche Fahrt über den Gotthard, und

Bundesbeiträge rückwirkend ausgerichtet werden an Anstalten zur Bekämpfung der Tuberkulose, die seit der Annahme der Verfassungsgrundlage des Gesetzes am 4. März 1913 gegründet worden sind. Die Schweiz. Sanitätsdirektoren-Konferenz hat sich in einer Eingabe für diese Rückwirkung erklärt. Die Kommission, Bundesrat Chuard, die Herren Wettstein und Räber erklärten sich energisch gegen die Rückwirkungsbestimmung, die moralisch und rechtlich unbegründet sei und der finanziellen Leistungsfähigkeit des Bundes widersprechen. Der Rat sprach sich mit 26 gegen 9 Stimmen gegen die Rückwirkung aus.

In beiden Räten fand die Schlußabstimmung über die Verfassungsgrundlage betr. die Getreideversorgung des Landes statt, nicht ohne daß die Monopolgegner ihre ablehnende Haltung durch Erklärungen motiviert hätten. Mit starker Mehrheit wurde die Vorlage in beiden Räten angenommen; der Umstand, daß im Ständerat wie im Nationalrat zu den Neinsagern Männer gehörten, deren Unabhängigkeit von wirtschaftlichen Interessen angenommen werden darf, schuf eine gewisse Stimmung des Mißbehagens und der Unsicherheit, an welcher auch die schwankende Haltung des Bundesrates in der Monopolfrage eine Mitschuld trägt.

Der 21. April brachte nur kurze Sitzungen. Um 9.20 führte ein Extrazug die gesamte Bundesversammlung, Bundesrat, Bundesgericht, Parlamentspresse zum Bundestag in die Mustermesse nach Basel. Eine kleine kommunistische Demonstration vor dem Bahnhof Basel vermochte den schönen Tag nicht zu trüben, den die Basler ihren Gästen bereiteten. Man freute sich des kraftvoll geschaffenen und musterhaft organisierten Werkes der Mustermesse und des prächtigen Empfangs durch die Basler Regierung. Die Mitglieder der Presse hatten noch einen besonderen Grund zur Freude, war es doch das Festspiel ihres Kollegen, Dr. Karl Weber, Redaktor der „Basler Nachrichten", das dem Bundestag den feinsten Abschluß gab. J. M.

Berufstüchtigkeit oder Geschlecht?

Eine erneute Eingabe der schweiz. Frauenverbände an den Nationalrat.

Zu den in unsern Spalten schon mehrfach erwähnten Ausnahmeparagraphen gegen die Frauen im neuen „Gesetz über das Dienstverhältnis der Bundesbeamten" (Beamtenbesoldungsgesetz) haben sich die schweizerischen Frauenverbände erneut veranlaßt gesehen, das Wort zu ergreifen. Da die Eingabe an die nationalrätliche Kommission fruchtlos zu bleiben drohte, haben sie an den **gesamten Nationalrat eine neue Eingabe** gerichtet und nochmals darauf hingewiesen, daß in einem Augenblick, wo die harte Notwendigkeit eine so große Anzahl von alleinstehenden Frauen dazu zwinge, ihr Brot zu verdienen — 47% der Schweizerfrauen über 18 Jahre sind ledig oder verwitwet — es schwer falle, zu verstehen, daß bei den Berufen, die mit dem Bundesdienst im Zusammenhang stehen, Einschränkungen gemacht werden in Bezug auf das Geschlecht und nicht nur Fähigkeiten und berufliche Vorbildung in Betracht gezogen werden sollen. Denn man müsse sich darüber Rechenschaft geben, daß die durch den Bund getroffenen Maßnahmen oft in kantonalen, lokalen und auch privaten Verwaltungen als Beispiele dienen, und auf diese Weise verallgemeinert, könnten obengenannte Bestimmungen einen unheilvollen Einfluß ausüben auf die wirtschaftliche Lage der Frau, ja des ganzen Landes.

Unterzeichnet ist diese Eingabe von folgenden Frauenverbänden: Bund schweizerischer Frauenvereine, Schweiz. Nationalverein der Freundinnen junger Mädchen, Verband deutschschweizerischer Frauenvereine zur Hebung der Sittlichkeit, Verband für Frauenstimmrecht, Schweizerischer Lyceumklub, Verband schweiz. Post-, Telegraph- und Telephongehilfinnen, Schweiz. Lehrerinnenverein und schweiz. Zentralstelle für Frauenberufe.

Wie unser Blatt bereits in der letzten Nr. noch melden konnte, hat der Nationalrat demzufolge beschlossen, die in Art. 4 und 55 von den Frauenverbänden angefochtenen Bestimmungen auf die Junisession zu verschieben und so der Kommission Gelegenheit zu nochmaliger Prüfung dieser Punkte zu geben. Hoffen wir, daß sie diesmal günstiger ausfalle.

Die Beamtinnen und weiblichen Bureauangestellten in der Schweiz.

Nach einer bei C. Franke in Bern veröffentlichten Studie von Dr. Ed. Freimüller „Die wirtschaftliche und soziale Stellung der Beamtin in der Schweiz" gibt es nach der Volkszählung von 1920 insgesamt 40 757 weibliche Bureauangestellte gegenüber 127657 männlichen. Von diesen 40 757 entfallen allerdings nur der kleinste Teil auf öffentliche Verwaltungen, nämlich 5 408, während 35 249 Frauen in Privatbureaux tätig sind. Die Bundeszentralverwaltung zählt 270 Bureaugehilfinnen gegenüber 48 Beamtinnen; nur die letztern sind jeweilen fest auf eine Amtsdauer gewählt, während die ersteren provisorisch angestellt sind.

In der Postverwaltung beträgt der Anteil der Frauenarbeit 7¾%, bei Telegraph und Telephon 44%.

In der Bundesbahnverwaltung gab es Ende 1920 total 66 Bureaugehilfinnen gegenüber rund 1 500 männlichen Verwaltungsbeamten, doch soll auf Grund einer neuen Verordnung die Anstellung von Bureaugehilfinnen für alle leichteren Bureauarbeiten in erhöhtem Maße ermöglicht werden.

In kantonalen und kommunalen Verwaltungen ist die Arbeit der Frauen eine mannigfache, insbesondere auf sozialem Gebiete, doch stehen die weiblichen Beamten zahlenmäßig weit hinter den männlichen Beamten zurück.

Leider ist im Gesamten die Tendenz zu konstatieren, die eigentliche Beamtin aus den öffentlichen Verwaltungen immer mehr auszuschalten und zurückzudrängen zu Gunsten der Hilfsbeamtin und bloßen Bureauangestellten. Die Spartendenzen mögen auch hier ihre Rolle auf Kosten der Frauen spielen, es ist klar, daß die bloße Bureauangestellte und Hilfsbeamtin in der Gehaltskategorie niederer eingeordnet ist als die Beamtin. So kommt der Hilfsbeamtin und Angestellten durch Erweiterung ihres Tätigkeitsfeldes eine wachsende Bedeutung zu, während diejenige der eigentlichen Beamtin abnimmt.

Nach dem oben Gesagten, nach dem nur ein Achtel der in den Bureaux tätigen Frauen auf öffentliche Verwaltungen und noch weniger auf den eigentlichen Bundesdienst entfallen und damit unter das neue Beamtengesetz zu stehen kommen, wird sich vielleicht Mancher und Manche fragen: Tant de bruit um dieser wenigen Frauen willen? Aber unser Kampf geht nicht nur für diese Wenigen, es geht auch um die übrigen 35 000 in den Privatbetrieben Tätigen. Nur zu leicht wird von den Privatbetrieben als Norm übernommen, was in den öffentlichen Verwaltungen Geltung hat, nur zu leicht färbt es auch auf andere Arbeitskategorien ab. Umgekehrt werden aber derart hemmende Bestimmungen, wie sie in manchen Kantonen heute noch als Selbstverständlichkeit bestehen, eher zum Weichen gebracht werden können, wenn der Bund sich nicht zum Bannerträger dieser Arbeitserschwerung macht. Die Frauen haben also allen Grund, trotz der verhältnismäßig kleinen Zahl der Beamtinnen und Angestellten, die vom neuen Gesetz berührt werden, geschlossen für die Bekämpfung der erwähnten Ausnahmeparagraphen einzutreten.

Es genügt aber nicht, wenn nur unsere Frauenorganisationen mit Petitionen dagegen auftreten, wenn nur unser Frauenblatt dagegen kämpft. Hier ist nun eine Gelegenheit, wo unsere schreibgewandten Frauen auch in der Tagespresse sich zu der Frage zu äußern haben, wo es in ihren Händen liegt, die Oeffentlichkeit nach Möglichkeit über diese für uns so wichtige Frage aufzuklären. Mögen sie es tun, damit sie sich nicht nachher den Vorwurf machen müssen, eines der wichtigsten Hilfsmittel zur Aufklärung der öffentlichen Meinung, die Presse, ungenützt gelassen zu haben. D.

Generalversammlungen.

Die Generalversammlung des schweiz. Lehrerinnenvereins wird im Juni in St. Gallen stattfinden.

Die Generalversammlung des schweiz. Stimmrechtsverbandes ist definitiv auf den 26. bis 27. Juni in Luzern festgesetzt.

Dem Bund schweiz. Frauenvereine,

sowie der Zentralstelle für Frauenberufe beizutreten, hat, wie wir vernehmen, kürzlich der Zentralvorstand des Schweizerischen Kindergartenvereins beschlossen. Er bedeutet für den Bund einen ansehnlichen Zuwachs an neuen Interessen und Mitgliedern.

Vom Schweizer Schul- und Volkskino.

Gegenwärtig veröffentlicht der „Bund" eine Reihe von recht unterhaltenden Reisebildern des Schweizer Schul- und Volkskinos, der mit seinen Apparaten auf Reisen gegangen ist. Er hat es wenig befriedigend gefunden, aus dem bestehenden Filmmaterial jeweilen das Beste auszulesen und zu sogenannten pädagogischen Filmen zusammenzustellen. Denn immer waren bei der Herstellung dieser Filme, die nicht zum vorneherein für Zwecke der Belehrung aufgenommen wurden, andere als nur pädagogische Gesichtspunkte maßgebend, wodurch oft entweder Konzessionen oder unliebsame Schnitte gemacht werden mußten. Deshalb versucht der Schul- und Volkskino nun, eigene Filme, die ganz nur von dem Standpunkt der Belehrung aufgenommen werden, herzustellen. Der erste dieser Art soll ein Mittelmeerfilm sein. Kürzlich ist der Direktor des Schweiz. Schul- und Volkskino mit seinen beiden Sekretären mit dem Dampfer Neptuno, der mit einer größeren Reisegesellschaft das Mittelmeer befährt, von Genua abgereist. Barcelona, Mallorca, Algier sind bereits passiert, nun geht die Reise weiter ins Land der Pharaonen, nach Aegypten, und wenn es die Witterungsverhältnisse erlauben, nach Palästina.

Was diese Expedition für den Film abwirft, wird an den Filmvorträgen des kommenden Winters zu sehen sein, mit denen sich der Schweizer Schul- und Volkskino trefflich eingeführt hat. Das Institut, das in Bern seinen Hauptsitz und zugleich ein reiches Filmarchiv hat, beendigt in den nächsten Wochen übrigens seine fünfte Vortragssaison. Es sind in dieser Zeit in der deutschen und französischen Schweiz nicht weniger als 2000 Vorträge durchgeführt worden und zwar hat man den Filmapparat nicht allein in die mit Filmen ohnehin reichgesegneten Städte getragen, sondern man suchte auch die Landschaft auf, die sich für die Darreichung der belehrenden Bildstreifen sehr dankbar zeigte.

Der Schweizer Schul- und Volkskino hat eine schöne Aufgabe zu erfüllen, er ist gegründet worden zur Bekämpfung des Kinounwesens und des Schundfilms, dem Schlechten will er das Gute entgegensetzen. Namentlich aber liegt ihm die Förderung des belehrenden Filmes am Herzen, der sich doch wieder auf ganz andern Grundsätzen aufbaut als der industrielle, nur zu Zwecken des Gewinnes und der — oft so seichten — Unterhaltung geschaffene Film.

Dem Schweizer Schul- und Volkskino herzlich gute Reise, schönes Wetter und eine gute Ausbeute. Manche, die dies lesen, werden heute schon sich auf den Mittelmeerfilm freuen, der ihnen in irgend einer unserer Gemeindestuben oder Schulhäuser oder Kirchgemeindesälen vorgeführt werden wird. Große Möglichkeiten liegen im Filme, es gilt nur, sie richtig fruchtbar zu machen. Dazu trägt der Schweizer Schul- und Volkskino das Seinige, wenn auch unter manchen Mühen und Enttäuschungen, die er zu erfahren hatte, redlich bei.

Eine Heldin des Alltags.

Einen Ehrentag seltener Art — das vollendete **60. Dienstjahr** — feiert am 23. April in Zürich 6 Fräulein Elisabetha Dorn aus Werheim bei Frankfurt a. M. Als Fünfzehnjährige trat die nun Fünfundsiebzigjährige in den Dienst einer im Kanton Solothurn angesiedelten deutschen Familie und fühlte sich bald zur Tochter des Hauses besonders hingezogen. Dieser folgte sie in die Ehe, nach dem Elsaß, nach Italien, in die Schweiz zurück, und jetzt noch ist sie ihrer nunmehr siebzigjährigen Herrin und Freundin, Frau A. B.-B., hilfreich hingegeben.

Fräulein Elisabetha Dorn ward schon mehrfach bei Prämierungen der Sektion Zürich des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins ausgezeichnet, erhielt auch vor Jahren das goldene Kreuz, das die deutsche Kaiserin langjährigen verdienten Hausgehilfinnen zu verleihen pflegte.

Wie viele, die sie kennen lernten, wünschten sich eine solch treue, tüchtige „Sette"! Die tiefsten Werte dieser Selbstlosen weiß allerdings nur der kleine Kreis völlig einzuschätzen, dem sie ihre ganze Kraft und Güte sechs Jahrzehnte lang angedeihen ließ. Möge sie weiterhin gesund und lebensfroh wirken können! B.

Von den ersten Polizistinnen in England.

Von H. Stucki.

Mary S. Allen, die Polizeipionierin, ist uns Schweizern keine ganz Unbekannte mehr. Den Zürcherinnen hat sie letztes Jahr per Flugzeug von Karlsruhe aus einen Besuch gemacht und öffentlich zu ihnen gesprochen; vielen andern Schweizerinnen hat Mrs. Corbett Ashby von ihr und ihrer Sanierungsarbeit in der besetzten Rheinlandzone erzählt. Nun hat sie über die Entstehung und den Werdegang ihres Werkes ein Buch*) herausgegeben, das wir kürzlich nur kurz erwähnen konnten, das es aber reichlich verdient, daß man näher darauf eingehe. Das Werk, das von Julie Helen Heyneman zusammengestellt und herausgegeben wurde, sollte möglichst bald in andere Sprachen übersetzt werden; denn es ist ein bedeutungsvolles Kulturdokument, das uns die weniger bekannte Seite des Weltkriegs aufdeckt, seine Wirkung auf die Zivilbevölkerung, und es ist zugleich ein Dokument von tapfern, willenhaften Frauenpersönlichkeiten, die, allem Widerstand zum Trotz, neue Wege gingen und neue Wege für andere bahnen.

Wohl nimmt man das Buch etwas skeptisch zur Hand, scheint uns doch das Bild der uniformierten Polizistin nicht so recht in unser Schema vom Frauentum zu passen; aber je mehr wir uns einlesen, desto deutlicher spüren wir, daß das vielgestaltige Leben mit seinen Notwendigkeiten sich nicht schematisieren läßt, daß vielmehr gerade die ordnungschaffende und lebenbeschützende Wirksamkeit der Polizei der weiblichen Ergänzung bedarf, so gut wie viele andere Berufe. Ob allerdings die Prophezeiung der Verfasserin sich erfüllen wird, daß in zwanzig Jahren die weibliche Polizei als ein Hauptfaktor unseres öffentlichen Lebens anerkannt sein wird, vermögen wir heute nicht zu beurteilen. Aber wünschen möchte man's, vorausgesetzt, daß überall dem Beispiel der strammen, unternehmungslustigen und moralisch sehr hochstehenden Pionierinnen gefolgt würde.

Das Buch ist Magaret Damer Dawson gewidmet, der eigentlichen Gründerin und Führerin, deren Freundin und Mitarbeiterin Mary Allen war, bis ihr Tod im Jahre 1920 sie selber an die erste Stelle rief. Als Omellen dienen, außer der eigenen, reichen Erfahrung, Berichte und Tagebücher von Kolleginnen, Zeitungsartikel u. a. m. Es berührt ungemein sympathisch, wie Miß Allen selber immer zurücktreten sucht hinter ihre Mitarbeiterinnen, wie nicht sie sich als Heldin fühlt. Die Hauptsache ist ihr immer „der Geist, der im ganzen Corps tut leben".

Die Organisation der weiblichen Polizei ist ein Kind der Frauenbewegung und auch ein Kind des Krieges. Aus den Reihen der „militanten Suffragetten" rekrutierten sich die ersten Polizistinnen. Manche von ihnen hatten der männlichen Polizei viel zu schaffen gegeben, bevor sie als ihre Kolleginnen sich konstituierten. Beim Kriegsausbruch waren sie ihrem Ziele, dem aktiven und passiven Wahlrecht, recht nahe gekommen. Um des Landes willen änderten sie sofort ihre Hal-

*) The Pioneer Policewoman by Commandant Mary S. Allen. London. Chatto & Windus 1925. Illustrated 10 sh 6 d.

---

hob unsern Bruder in den Himmel, der sie ihr durch Aufmerksamkeiten aller Art verjüngt. Sie unterstrich diese Beteuerungen durch Links- und Rechtsdrehen ihrer an Milch gemahnenden Augen.

Am nächsten Tage paßte ich scharf auf das, was sie zu sagen hatte auf, denn ich wollte wissen, welche Blumen im Garten ihrer Seele blühten; und wessen wir uns von ihr zu versehen hatten. Doch war meine Ernte nur klein. Sie äußerte sich nie so, daß ich mich hätte darnach richten können. Doch bestätigte sie mit Eifer alles, was Peter oder wir zwei Schwestern vorbrachten, und es war schwer herauszufinden, ob sie einerlei Meinung mit uns war, oder ob sie in bequemer, vielleicht einfach kluger Weise sich dazu hergab, unser Echo zu bilden.

Zwei, drei Tage vergingen, und die Dienstfertigkeit Mariannes nahm zu. Wie eine mit Sprungfedern gefüllte Puppe fuhr sie herum, kaum war auch nur der Schatten eines Wunsches ausgesprochen worden, sprang sie schon durch die Luft. Ich würde sie bewundert haben, denn ich bin faul, hätte ich ihr Tun geglaubt. Die Schicksale, die sie uns diskret, dennoch Vertrauen heischend, zu erzählen wußte, ergriffen uns. Wir hatten in ihr eine junge Frau zu bedauern, die blutjung, wie sie damals war, schon erfahren mußte, was sie noch gar nicht zu verstehen imstande war, und die unter der Zuchtrute des Schicksals lautlos geseufzt hatte. Ihr Mann schied sich von ihr, die ihn über alles geliebt hatte, und die ihm jetzt noch zartes Lob und Gerechtigkeit angedeihen ließ. Wir staunten über solche Güte, die wie eine edle Palme über das Gestrüpp ihrer ehelichen Mühseligkeiten hinausgewachsen war. Daß auch ihre beiden Kinder dem Manne zugesprochen wurden, schien uns unverdiente Härte, der die irdische Gerechtigkeit vertretenden Richter. (Forts. folgt.)

Aus den Briefen der Diotima.*)

G. N. Hölderlin schrieb im Sommer 1796 an seinen Freund Neuffer: „Lieber Freund, es gibt ein Wesen auf der Welt, woran mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehn, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehen vor der Natur sich gegenüberfindet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh und Leben, und Geist und Gemüt und Gestalt ist Ein seeliges Eins in diesem Wesen. Du kannst nur glauben, auf mein Wort, daß selten so etwas geahndet, und schwerlich wieder gefunden wird in dieser Welt. Du weißt ja, wie ich war, wie mir Gewöhnliches entleidet war, weißt ja, wie ich ohne Glauben lebte, wie ich so karg geworden war mit meinem Herzen, und darum so elend: konnt' ich werden, wie ich jetzt bin, froh, wie ein Adler, wenn mir nicht dies, dies Eine erschienen wäre, und mit das Leben, das mir nichts mehr wert war, verjüngt, gestärkt, erheitert, verherrlicht hätte, mit seinem Frühlingslichte?"

Dieses Wesen, das ihn in solchem reichen Maße beglückte, war Susette Gontard, die Gattin des Bankiers Gontard in Frankfurt. Hölderlin gab ihr, um sie ganz für sich in die hohe Welt seiner Dichtungen hineinzubeziehen, den Namen Diotima, welchen er schon vor seiner Frankfurter Zeit der Frauengestalt in seinem Romane Hyperion beigegeben hatte und ohne Zweifel Platons Gastmahl entnahm, wo die Priesterin Diotima den Sokrates über das Wesen der Liebe belehrt.

Hölderlin war drei Jahre lang als Hauslehrer bei Gontards tätig. Seine Neigung wurde von der in unglücklicher Ehe lebenden Frau erwidert. Dann mußte er das Haus, nach einer Auseinandersetzung mit dem Ehemann plötzlich verlassen, und es setzt bald hernach der Briefwechsel zwischen den beiden Liebenden ein; doch sind nur die Briefe Susettes erhalten geblieben; die Gegenstücke, Hölderlins Briefe, sind verloren gegangen. Es liegt die Vermutung nahe, daß sie durch Susettes Gatten vernichtet wurden.

Wir besitzen in den Briefen Diotimas, über denen in erschütternder Tragik die dunkle Zukunft lauert, das Zeugnis einer Frauennatur der seltensten Art; sie war, ohne schöpferisch zu sein, dem Dichter kongenial, doch eingeengt in einen kleinen Kreis. Ihr Herz war voll Unruhe und Sehnsucht und ihre Liebe zu dem Dichter selbstlos und rein; sie gibt ihrem in jeder Weise großen und schönen Gefühle in ihren Briefen beseelten Ausdruck.

Im Juni 1801 starb Susette Gontard; kaum war Hölderlin, schon krank im Geiste und gehetzt wie ein armes Wild, von Bordeaux heimgekehrt, wo er für ein paar kurze Monate wieder einen Hauslehrerposten bekleidete, als ihn ihre Todesnachricht traf. Von 1805 ab war Hölderlin völlig umnachtet. Er lebte noch 38 Jahre lang.

Wir weisen gerne, indem wir einige Auszüge aus den „Briefen der Diotima" wiedergeben, auf die schöne Publikation des Inselverlags hin, der dieselben mit einem Nachwort von Frida Arnold herausgab.

Anfang März 1799.

. . . Jetzt frage ich mich mit jedem Tage: „Wie muß ein vereinzelt Wesen in sich und durch sich selbst bestehen, welches die Liebe zu einem edlen und schönen Wesen erhoben?" — Träumen möchte ich immer, doch träumen ist Selbstvernichtung! Selbstvernichtung, Feigheit! — Fühlen! — Mein Herz fühlt noch in dieser armen, alles tödenden Zeit lebendig und warm, sehnt sich nach Würklichkeit, nach einem Wiederhall der Liebe, nach Mitteilung, Einklang, Harmonie! Seeligkeit! Soll ich es tadeln? Doch ruft jedes Gefühl in mir meine ganze Sehnsucht, vermischt mit tausend Schmerzen, zurück. Selbst durch meine tiefsten Gedanken finde ich nichts Wünschenswertes, als die innigste Beziehung der Liebe. Denn was kann uns leiten durch dieses zweydeutige Leben und Streben, als die Stimme unseres bessern Wesens, welches wir einer gleichen liebenden Seele anvertrauen, diese Stimme, die wir aus uns selbst nicht immer hören können. Verbunden sind wir stark und unwandelbar im Schönen und im Guten, über alle Gedanken hinaus im Glauben und im Hoffen. Aber diese Beziehung der Liebe bestehet in der würklichen Welt, die uns einschließt, nicht durch den Geist allein, auch die Sinne (nicht Sinnlichkeit) gehören dazu. Eine Liebe, die wir ganz der Würklichkeit entrücken, nur im Geiste noch fühlen, keine Nahrung und Hoffnung mehr geben könnten, würde am Ende zur Träumerey werden oder vor uns verschwinden; sie bliebe, aber wir müßten es nicht mehr und ihre wohltätige Wirkung auf unser Wesen würde aufhören. Da ich dies alles klar vor Augen habe, und es so schwer ist aus der Dumpfheit herauszufinden, sollte ich mich selbst noch täuschen und in Schlummer wiegen, — sollte ich träumen! soll ich mein Herz verstocken! soll ich anders denken! — Wozu ich dieß alles frage, Lieber! — „Ich habe ja Dich noch." Ach! weil seit dem Tage unserer Trennung eine Angst in mir ist, daß einmal alle Beziehungen zwischen uns aufhören möchten, weil ich über die Zukunft keine Gewißheit habe, über Deine künftige Bestimmung.

*) Die Briefe der Diotima. Herausgegeben von Carl Viëtor im Insel-Verlag, Leipzig 1921.

tung, und mit derselben opferfreudigen Hingabe, mit der sie bisher den Kampf um ihre Rechte geführt hatten, setzten sie sich jetzt ein zur Erfüllung von bürgerlichen Pflichten.

Margaret Damer Dawson war ein vielseitig begabter Mensch, in allen Künsten bewandert, sporttüchtig, eine gute Bergsteigerin, dazu voll tiefer Liebe zu allem, was lebt. Ihre erste öffentliche Tat war ein Eintreten für vermehrten Tierschutz. Sie war eine rechte Engländerin, die durch Gefahr gestählt, durch Schwierigkeiten ermutigt wurde, eine Führerin, die das Feuer der Begeisterung zu schüren verstand. Ihr ist es zu verdanken, daß von Anfang an das Niveau ihrer Truppe ein hohes, der Arbeitsgeist ein vorzüglicher war.

Den Anstoß zu der neuen Tätigkeit empfing sie im August 1914, als Tausende von belgischen Flüchtlingen London überschwemmten. Miß Dawson gründete ein kleines Komitee, das sich zur Aufgabe machte, die Unglücklichen abzuholen und mit zehn zur Verfügung stehenden Autos an Unterkunftsstätten zu bringen. Ihrem Auge, das durch frühere Mitarbeit im Kampf gegen den Mädchenhandel geschärft worden war, entging nicht, daß mehr als einmal junge weibliche Flüchtlinge geraubt wurden, und das brachte sie auf den Gedanken, eine weibliche Polizei auszubilden. Nachdem sie an zuständiger Seite die Erlaubnis eingeholt hatte, begann sie damit. Ein Polizeiwachtmeister brachte diesen ersten Frauen die nötigen technischen Kenntnisse und Fertigkeiten bei, zeigte ihnen, wie die Uniform zu tragen sei, wie sie zu marschieren hätten etc. Die Hauptausbildung, Kenntnis der Polizeigesetze und des Gerichtsverfahrens, Uebung im Samariterdienst und im „jujitsu" gaben sie sich selber. Von Anfang an war man willens, in enger Verbindung mit der männlichen Polizei zu arbeiten, sein Hauptaugenmerk aber auf Frauen und Kinder zu richten.

Als die ersten Polizistinnen in ihrer einfachen, dunkelblauen Uniform mit den Silberstreifen auf den Schultern und dem soliden Hut die Parke und Plätze absuchten, erhob sich allerdings eine Preßpolemik; aber bald beruhigten sich die Gemüter; einmal zwang der Krieg die Menschen, sich rasch an Neues zu gewöhnen und zudem überzeugten die ersten „Freiwilligen" durch ihre Tüchtigkeit.

Unter ihnen war Mary S. Allen. Sie erzählt uns, daß sie ein zartes Kind gewesen sei, das keinen Sport trieb aber den Eltern viel Kummer machte wegen seinem hartnäckigen, rebellischen Wesen. Sie wurde eine der zähesten Suffragetten, die oft mit der Polizei in Berührung kam und auch mit dem Gefängnis Bekanntschaft machte. Die Kunde von der Gründung eines weiblichen Polizeikorps wirkte auf sie wie eine Berufung. Jetzt wußte sie, wofür sie ihre unverbrauchte Kraft einsetzen konnte. Mit demselben Enthusiasmus, mit dem sie bis jetzt gegen die Polizei gearbeitet hatte, wirkte sie von nun an mit ihr. Trotzdem war sie recht kleinmütig und recht verzagt, als sie im November 1914 zusammen mit Miß Harburu bestimmt wurde, dem Ruf der Stadt Grantham zu folgen und als erste Polizistin in „aktiven Dienst" zu treten. Ich muß gestehen, daß dieses Erschrecken ob der gewaltigen Verantwortung, diese Angst, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein und dadurch der guten Sache zu schaden, uns bei dieser sonst so unerschrockenen Frau recht überrascht — aber zugleich vertraut anmutet, sie uns eigentlich menschlich näher bringt. Prächtig aber ist, wie sie den Widerstand in sich selbst zusammen mit dem der öffentlichen Meinung besiegt und auf ihrem Posten hervorragende Dienste leistet. Die beständige Heiterkeit und gute Laune, welche die beiden Frauen zur Schau trugen, der Humor, den sie auch in schlimmen Lagen sich bewahrten, gewannen ihnen viele Freunde. Grantham, eine Industriestadt von etwa 20 000 Einwohnern, hatte ein Lager von 18 000 Soldaten vor seinem Stadtbild. Das war eine harte und strenge Schule für die zwei Frauen. Vor allem galt es, die vielen jungen Mädchen, die von wahrem „kakhi Fieber" ergriffen wurden, im Zaume zu halten, die Soldaten vor ihnen und sie vor den Soldaten zu schützen. Am Tage besuchten sie die Heime und die Eltern der Mädchen, die ihnen in der Nacht zu schaffen gemacht hatten; oft wurden sie direkt als Ratgeber und Helferinnen angerufen. Die Behörden sprachen ihnen auch ihre vollste Zufriedenheit aus, als sie nach kurzer Zeit ihr Arbeitsfeld an zwei Kolleginnen abtraten, um einem Ruf der Hafenstadt Hull zu folgen. Hier warteten ihrer neue, schwierige Aufgaben. Es war die Zeit der Zeppelin-raids, und Hull war den Angriffen ganz besonders ausgesetzt. Da rannten beim ersten Alarm die drei Polizistinnen — auch Commandant Dawson war bei ihnen — auf die Straße, und der Ruf „Women Police" schaffte ihnen freie Bahn. Sie lasen die Verwundeten zusammen und führten sie ins nächste Spital, sorgten für Ordnung in den dunklen Parks, in welche Menschenmengen aus den slums mitsamt ihrem Hausrat sich geflüchtet hatten; ihre eigene Ruhe und Entschlossenheit wirkte beruhigend auf die erregten Gemüter.

Nach und nach fanden Polizistinnen Anstellung in mehr als einem Dutzend englischer und schottischer Städte; ihre Befugnisse und ihre Bezahlung waren von Ort zu Ort recht verschieden. Grundsätzlich wurde ein Salär verlangt, mit dem eine gebildete Frau leben kann; machte eine Behörde ein zu niedriges Angebot, so wurde ihr keine Polizistin gewährt. Was ihre Fähigkeit und Verwendbarkeit betrifft, so geht aus mancherlei Berichten deutlich das eine Erfreuliche hervor: daß für die Polizistin der Charakter und vor allem die Entschlossenheit viel wichtiger sind, als die Muskelkraft. So schrieb die Evening News: „Jedermann gibt zu, daß die Polizistin Glänzendes geleistet hat. Sie hat Unordnung in Ruhe verwandelt, alles durch die Macht des Auges. Sie braucht keinen Stock, sie gibt keine Püffe, in vielen Fällen spricht sie nicht einmal. Sie schaut nur, und der, den sie anschaut, schleicht sich beschämt davon."

(Schluß folgt.)

Der Pariser Kongreß.

(30. Mai bis 6. Juni.)

Der Pariser Kongreß des internationalen Stimmrechtsverbandes verspricht allem Anschein nach einer der bedeutendsten zu werden, die der Verband je abgehalten hat. Aus über 40 Ländern haben sich Delegierte und Teilnehmerinnen angemeldet, jedes soziale Milieu, jede Religion, jede Rasse, ja beinahe jeder Beruf werden vertreten sein.

Vor allem versprechen die großen Abendversammlungen alle höchst erfolgreich und bedeutend zu werden angesichts der Namen der Redner, die sich bereit erklärt haben, dabei das Wort zu ergreifen. Auf der Versammlung vom Donnerstagabend (männliche Ansichten über die Wirkungen des Frauenstimmrechts) wird in erster Linie Ed. Bénès, der bekannte Außenminister der Tschechoslowakei und Mitglied des Völkerbundsrates sprechen; ferner M. Pethit-Lawrence, Mitglied des englischen Unterhauses und einer der unentwegtesten Vorkämpfer für das Frauenstimmrecht aus der Zeit der Stimmrechtskämpfe der „Suffragettes"; M. Marchant, ehemaliger Minister der Niederlande; außerdem werden auch noch Redner aus den Vereinigten Staaten, aus Irland, Australien usw. das Wort ergreifen. Auf der Freitag Abendversammlung, dem Abend der Parlamentarierinnen, werden sprechen Miß Ellen Wilkinson, die bekannte tätige Abgeordnete der Arbeiterschaft im englischen Parlament; Dr. Gertrud Bäumer, die seit der deutschen Revolution ununterbrochen erst Mitglied der Nationalversammlung und dann des Reichstages gewesen und heute noch eine der bedeutendsten weiblichen Abgeordneten ist; Mme. Plaminkova, die erst kürzlich in den tschechoslovakischen Senat gewählt wurde; die holländische Abgeordnete Mme. Barker-Roth; das einzige weibliche Parlamentsmitglied Ungarns Mlle. Anna Kethly; Mrs. Chichester aus Nordirland; Mlle. Hesselgren, die schwedische Senatorin usw. Präsidiert werden wird dieser Abend von Annie Furujhelm, der ehemaligen finnischen Deputierten. Unter dem Vorsitz von Mme. Grinberg, der bekannten Pariser Advokatin, wird am Mittwoch Abend in der Salle Wagram eine große Protestversammlung gegen den Code Napoléon stattfinden, dieses für die Frauen so unwürdige Gesetzbuch, dessen Grundsätze noch immer in vielen romanischen Ländern in Geltung sind. Die eindrucksvollste Veranstaltung dürfte wohl diejenige vom Samstag Abend im Trocadéro sein: Alle Frauen für den Frieden! Mrs. Chapman Catt, die Ehrenpräsidentin des Stimmrechtsverbandes, seine Gründerin und langjährige Leiterin, die Amerikanerin von hervorragenden politischen Fähigkeiten, deren Arbeit in ihrem eigenen Lande noch immer hochgeschätzt ist, hat den Vorsitz übernommen, aus allen Ländern werden Männer und Frauen das Wort ergreifen, die Künstler des Odéon werden eine pacifistische Allegorie darstellen, Musik wird ausdrücken, was Worte nicht sagen können — so wird der Abend zu einer der ergreifendsten Kundgebungen für den allgemeinen Frieden werden.

Unter den bereits angemeldeten Teilnehmern ist in erster Linie das Sekretariat des Völkerbundes zu nennen, doch ist noch nicht bestimmt, wer mit der Vertretung offiziell betraut sein wird; auch das internationale Arbeitsamt hat seine Teilnahme offiziell zugesagt und mit der Vertretung die den Frauenorganisationen als getreue Helferin und Vermittlerin in allen das internationale Arbeitsamt betreffenden Fragen wohlbekannte Fräulein Martha Mundt betraut. England entsendet unter anderem Miß Rathbone, die Stadträtin und Friedensrichterin von Liverpool, die Präsidentin der nationalen Union der Vereinigungen für gleiche Bürgerrechte und die Vorkämpferin für die Idee des Soziallohnes, über welche Frage sie einen höchst interessanten Bericht vorlegen wird; sodann Lady Balfour, die Schwester des ehemaligen engl. Premiers; weiter Maud Royden, die unvergeßliche Predigerin vom Genfer Kongreß; ferner Miß Chrystal Macmillan, eine der ersten englischen Advokatinnen und Präsidentin der Kommission für die Nationalität der verheirateten Frau; Kommandant Allen, die uns Schweizerinnen schon so wohlbekannte Policewoman; Lady Rhondda, die tapfere Kämpferin um die Zulassung der Frauen ins englische Oberhaus, Miß Alison Neilans, die Generalsekretärin der englischen abolitionistischen Vereinigung, und andere, alles Frauen allerersten Ranges, mit denen auch nur in kurze Berührung zu kommen schon ein Erlebnis ist.

Aber auch die festliche Geselligkeit soll zu ihrem Rechte kommen. Dienstag den 1. Juni wird der Pariser Gemeinderat in den prachtvollen Räumen des Pariser Stadthauses, des Hotel de Ville, den Kongreß festlich empfangen; Donnerstag der 3. Juni ist für die Erholung reserviert, der Tag wird für eine gemeinsame Exkursion per Autocars nach Fontainebleau benützt werden. Am 7. Juni ein Empfang bei der Herzogin von Uzès auf ihrem entzückenden Schloß von Bonnelle, eine Garten-party für Akademikerinnen im amerikanischen Klub usw. Natürlich wird der Kongreß auch eine Demonstration für das Frauenstimmrecht veranstalten, aber nicht zu Fuß in den Straßen wie vor 3 Jahren in Rom, sondern — sehr zeitgemäß und den Pariser Verkehrsverhältnissen angepaßt — auf großen Autocars durch ganz Paris; mehrere Empfänge werden dabei diese Rundfahrt angenehm unterbrechen.

Machen wir denjenigen, die zurückbleiben müssen, den Mund etwas allzu wässerig? O wir versprechen ihnen, sehr aufmerksam zu sein, Herz und Augen und Ohren und unsern Verstand weit aufzumachen, in uns aufzunehmen, was Kopf und Herz nur zu fassen vermögen und ihnen nachher zu erzählen, zu erzählen — so lebendig, so anschaulich, daß sie meinen könnten, selbst dabei gewesen zu sein.

Internationaler Kongreß der Akademikerinnen.

Vom 27. bis 31. Juli 1926 wird in Amsterdam der internationale Kongreß akademisch gebildeter Frauen stattfinden. Zum erstenmale werden auf dem Kongreß auch deutsche Frauen, die sich unlängst organisierten, vertreten sein und wohl auch dem Internationalen Verband beitreten, der in Amerika, Paris und London, demnächst auch in Rom eigene Klubhäuser besitzt. Aus 21 Ländern werden Vertreterinnen erwartet. Im Mittelpunkt der Erörterungen steht die Frage: Vereinigung von Berufs- und Mutterschaft. Mrs. Frank B. Gilbert aus den Vereinigten Staaten hat das Hauptreferat übernommen. Sie ist verheiratet, hat 11 Kinder und übt den Beruf eines praktischen Ingenieurs aus.

Ergebnisse einer Heimarbeitsausstellung.

Bekanntlich sind gegenwärtig bei uns weitere Frauenkreise mit der Durchführung einer Heimarbeitsenquête beschäftigt. Da mag es vielleicht von Interesse sein, einiges von den Ergebnissen der seinerzeit auch von uns erwähnten großen Ausstellung für Heimarbeit kennen zu lernen, die vor einem Jahre der Bund für soziale Reformen in Berlin durchgeführt hat. In der vom internationalen Arbeitsamt herausgegebenen Revue International du Travail findet sich eine interessante Arbeit von **Gertrud Hanna**, der Sekretärin des allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes, in der sie die an dieser Ausstellung zu Tage getretenen Tatsachen wissenschaftlich zu verarbeiten und zu sichten versucht.

Einige der wichtigsten auch für Schweizerverhältnisse zutreffenden Punkte seien hier wiedergegeben. Die letztjährige deutsche Heimarbeitsausstellung war die 4. in ihrer Art, von den 3 vorangegangenen hatte hauptsächlich die von 1906 tiefen Eindruck hinterlassen; unter ihrem Einfluß hatte denn auch die Gesetzgebung angefangen, sich mit dem Problem der Heimarbeit zu befassen. Vorerst allerdings noch in bescheidenem Umfang, sie hatte sich in der Hauptsache darauf beschränkt, Vorschriften zu erlassen über die Beschaffenheit der Lokale, in denen Lebensmittel zubereitet oder verpackt werden, und über den Schutz des Arbeitenden gegen Gefahren, die seine Gesundheit, sein Leben oder seine Moral bedrohen.

Erst das Gesetz vom 23. Juni 1923 hat auf diesem Gebiet gründlich Arbeit getan, vorher blieb den Heimarbeitern keine andere Möglichkeit, ihre Lage zu verbessern als die Organisation von Gewerkschaftsvereinen. Es war auch dann noch schwer genug, denn in keiner andern Erwerbsbranche rekrutieren sich die Arbeitenden aus so verschiedenen Kreisen und Verhältnissen: bald sind es Bergbewohner, die ihre Häuschen und ihr Stück Boden besitzen und nur als Ergänzung ihrer bescheidenen Einnahmen noch etwas Heimarbeit besorgen, oder es sind Arbeiter aus der gleichen Gegend, die gar nichts ihr eigen nennen und ausschließlich vom Ertrag der Heimarbeit leben müssen; in der Stadt spielt die Saisonarbeit eine große Rolle, die die Arbeitnehmer nur einen Teil des Jahres beschäftigt; Männer, die sich ausschließlich der Heimarbeit widmen, gehören meist in die Kategorie der nur bedingt leistungsfähigen; Frauen — und diese bilden die Mehrzahl unter den Heimarbeitenden —, meist verheiratet, brauchen entweder den Ertrag der Heimarbeit nur für nebensächliches, als Taschengeld, während andere unter Umständen, bei mangelndem Verdienst des Mannes eine ganze Familie damit ernähren müssen. Dazu kommt, daß ein Teil der Heimarbeitenden ein Mittelding bilden zwischen Meister und Arbeiter, sie kaufen selbst das Material und beschäftigen sich wiederum selbst mit dem Verkauf ihrer verfertigten Produkte, sie wollen in vielen Fällen gar nicht zu den Arbeitern gezählt werden, was ihre berufliche Organisation eben auch wieder sehr erschwert. Trotz all dieser enormen Schwierigkeiten ist es den deutschen Gewerkschaftsvereinen gelungen, ganz bedeutende Verbesserungen in den Lebensbedingungen der Heimarbeiter zu erzielen, was sich am überraschendsten zeigte durch den in die Augen springenden Unterschied zwischen den beiden Ausstellungen von 1906 und 1925. Unglaubliche Bilder von Armut und Not wurden 1906 ans Licht gezogen, während 1925 doch schon ganz erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen waren, die deutlich bewiesen, daß Heimarbeit nicht unbedingt mit dem Begriff von Elend identisch zu sein braucht, daß sie sich im Gegenteil zu schönen Resultaten entwickelt hat überall da, wo die Gewerbevereine all ihren Einfluß geltend machen, währenddem da, wo dies fehlt, viele fleißige Arbeiter immer noch ein trauriges Dasein führen.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Heimarbeit überall da erträgliche Verhältnisse gestattet: 1. wo Heimarbeit nicht die einzige Methode ist für die Herstellung des betreffenden Artikels, 2. wo Heimarbeit nicht die einzige Verdienstmöglichkeit ist für die Bewohner, 3. wo eine Heimarbeit nicht ausschließlich von Frauen besorgt wird.

Schlimm steht es darum heute noch in Berggegenden, wo die Heimarbeit die allereinzige

---

Ich zittre für die Zeit der Revolution, die uns nahe seyn kann, weil vielleicht sie uns für immer von einander reißt. Wie oft tadle ich Dich und mich, daß wir so stolz alle Beziehungen uns ohnmöglich gemacht, uns nur auf uns selbst verlassen haben. Wir müssen jetzt vom Schicksal betteln, und durch tausend Umwege einen Faden zu leiten suchen, der uns zusammen führt. Was wird aus uns werden, wenn wir für einander verschwinden sollten? —

Noch könnte ich mich nie beruhigen, wenn ich denken müßte, daß ich Dich ganz der Würklichkeit entrückt, Du Dich mit meinem Schatten begnügen wolltest, daß Du durch mich vielleicht Deine Bestimmung verfehlt, wenn ich von Dir darüber gar nichts mehr hörte und beruhigt würde. Wenn es seyn muß, daß wir dem Schicksal zum Opfer werden, dann versprich mir, Dich frey von mir zu machen und ganz zu leben wie es Dich noch glücklich machen, Du nach Deiner Erkenntnis Deine Pflichten für diese Welt am besten erfüllen kannst, und laß mein Bild kein Hindernis seyn. Nur dieses Versprechen kann mir Ruhe und Zufriedenheit mit mir selbst geben. — So lieben wie ich Dich, wird dich nichts mehr, so lieben wie Du mich, wirst Du nichts mehr (verzeihe mir diesen eigennützigen Wunsch), aber verstocke Dein Herz nicht, tuhe ihm keine Gewalt, was ich nicht haben kann, darf ich nicht neidisch vernichten wollen. Denke nur ja nicht, Bester, daß ich für mich spreche. Mit mir ist das ganz anders, ich habe meine Bestimmung zum Teil erfüllt, habe genug zu tuhn in der Welt, habe durch Dich mehr bekommen als ich noch erwarten durfte. Meine Zeit war schon vorbey, aber Du solltest jetzt erst anfangen zu leben, zu handeln, zu würken, laß mich kein Hindernis seyn, und verträume nicht Dein Leben in hoffnungsloser Liebe.

Die Natur, die Dir alle edlen Kräfte, hohen Geist und tiefes Gefühl gab, hat dich bestimmt, ein edler, vortrefflicher, glücklicher Mann zu werden, und es in allen Deinen Handlungen zu beweisen. Doch noch leuchtet uns die Hoffnung für unsere geliebte Liebe, laß uns sie pflegen und erhalten, so lange wir nur können. Eine Stunde voll Seeligkeit des Wiederlebens und Hoffnung in der Brust sind genung, ihr Leben auf Monathe lang zu erhalten. Laß uns die Augen nur nicht zudrücken und uns überraschen lassen vom Schicksal, damit wir das Nötigste und Beste tuhn können. Beruhige mich, wenn Du kannst, über die Zukunft.

. . . Vor meinem Sinne ist alles schwarz und das Schrecklichste wäre, wenn unter dem harten Schicksaal unsere zarte Liebe auch erstickte, wenn es endlich dumpf werden müßte in unserer Brust, unser Leben dahin wäre, und doch trostloses Bewußtsein uns übrig bliebe. Verzeihe! mein Bester! daß ich Dich in diese schwarzen Gedanken mit hineinziehe, für Dich sollte alles nur süß seyn, einen Himmel möchte ich Dir geben, alles entfernen, was Dich stören könnt; aber ich fühle es, unsere Liebe ist zu heilig, um daß ich Dich täuschen könnte, ich bin Dir Rechenschaft schuldig von jeder Empfindung in mir, Du weißt, daß ich leicht trübsinnig bin, vielleicht kommt es noch besser, und wie wollen wir dem Schicksal danken für jede Blume, die wir miteinander finden.

. . . Ich muß Dir noch etwas von den Kindern sagen. Du weißt schon, daß sie in meinen Augen sehr verlohren haben, seit Du nicht mehr sie bildest, und auf sie würfst, daß ich mir nicht mehr so viel von ihnen verspreche. Es ist für mich sehr schwer, allen den schiefen Eindrücken entgegen zu arbeiten, welche sie bekommen, und offt muß ich es gehen lassen. Ich verlasse mich dann, zum Trost, auf ihre reißende bis jetzt ungetöhrte Vernunft, die sie selbst zurückführen wird von allen Irrungen, in die sie gerathen können. Oft denke ich auch, wenn ihre moralische Bildung zu sehr verfeinert würde, sie dann auch in ihrer Welt wohl ihr Element nicht finden möchten, daß die Erziehung unserer Laage ein wenig anpassen muß. An Henry ärgert mich am meisten, daß, weil er so auf einmal sich frey fühlte, er so gerne den Herrn spielt, immer vorlaut ist, mit so großem Eifer an allem Sinnlichen hängt, und übrigens in seiner Arbeit etwas faul und nachläßig ist, man muß ihn beständig treiben, und aller Ehrgeitz scheint ihn verlassen zu haben. Ich wünschte zu seinem Besten, daß er von hier fort käme, der Boden hier taugt für ihn gar nicht, da man ihm zu sehr dient und schmeichelt, und er zu wenig die Wahrheit in sanften Ausdrücken höhrt. Ich wünschte Deine Meinung darüber zu höhren! —

Dienstag den 12ten März (1799).

Gestern, wie Du fort warst, fühlte ich so ganz die gemischte Empfindung von Schmerz und Freude und banger Ahnung der Zukunft, ich nahm gleich Deinen Brief, konnte aber nur Worte lesen, das Herz klopfte mir gewaltig dabey, den Sinn konnte ich nicht heraus bringen und mußte ihn spaaren für eine stillere Stunde. Ich ging dann in die Luft, um mich wieder zu finden. Nachmittag's schien die Sonne mir so lieblich in's Zimmer, und besänftigte mich ganz, als redete sie mir zu, mich zu stillen, ich fühlte nun die Geduld in mir, Deinen Brief Wort für Wort zu lesen, schickte die Kinder alle in den Garten, und blieb so mit Dir allein. Es war eine glückliche Stunde! — Mein dankbares Herz klagte auch nicht über die Trähnen, die Dein Brief in mir hervor rief, ich hörte nur in mir: Er lebt! ist mir nahe! liebt mich treu! Heute ist ein glücklicher Tag! —

(Fortsetzung folgt.)

Von Büchern.

Religion und Charakterbildung. Psychologische Untersuchungen und pädagogische Vorschläge, von Fr. W. Foerster.

Prof. Foerster versteht es wie kaum jemand, das Wesen der Religion und der Charakterbildung dem in der modernen Begriffswirrung verstrickten Menschen klar und verständlich zu machen. Mit außerordentlich treffenden Formulierungen, mit tieferlebten Argumenten weiß er sowohl die Jugend als das reife Alter immer wieder zu fesseln und jene uralten, ewigen Wahrheiten uns in lebendiger, ja geradezu spannender Darstellung nahe zu bringen.

Das vorliegende Buch ist eine Zusammenfassung seiner Lebensarbeit, ein Herausheben der wichtigsten Erfahrungen seiner pädagogischen Tätigkeit. Sein Inhalt ist so reich und mannigfaltig, daß es weit über den Rahmen einer Besprechung hinausginge, wollte man auch nur eine erschöpfende Inhaltsangabe davon ausziehen. „Du riefst mich in das Eine, da ich in das Viele verirrt war", mit diesem Zitat aus Augustinus kann man das, was Foerster uns lehren will, vielleicht am richtigsten wiedergeben. Wie gewaltig aber das Gemälde des ganzen Lebens ist, das sich hier vor unsern Augen entfaltet, wie eindringlich sein Wort alle die modernen Götzen in ihrer ganzen Haltlosigkeit zu schildern vermag, wie ergreifend er uns die ewigen Wahrheiten der Religion nahe zu bringen vermag, das kann keine bloße Besprechung, das kann nur die Lektüre des Buches selber uns zeigen. Jeder, der sich dazu entschließt, wird in ihm eine Quelle echtester und feinster Bildung entdecken. eine Quelle echtester und feinster Bildung entdecken.

(Rotapfel-Verlag Zürich und Leipzig.)

Verdienstmöglichkeit ist; da ist zum Teil die Bezahlung von Handarbeit noch so niedrig, daß sich die Anschaffung von Maschinen nicht einmal lohnen würde; schlimm steht es auch mit den Handarbeiten, die ausschließlich zu Hause angefertigt werden und das trifft eben meist die speziellen Frauenarbeiten: Stickerei, Häkelei, Filet etc. etc. — Am günstigsten ist dagegen die Lage da, wo Heim- und Fabrikarbeit für die gleiche Branche nebeneinander hergehen und wo die genau geregelte Arbeitsentlöhnung des Fabrikarbeiters rückwirkend wird für den Heimarbeiter. In vielen solchen Branchen existieren heute Kollektivverträge, die auch die Heimarbeit regeln, die sogar für die Heimarbeit eine höhere Entlöhnung berechnen, weil Entschädigung für Lokal, Heizung, Licht etc. in Betracht gezogen wird. Es kommt sogar vor, daß diese Kollektivverträge bezahlte Ferien auch für den Heimarbeiter vorsehen.

Daß dies alles das Resultat der Anstrengungen der Gewerkvereine ist, ließ sich unschwer aus den ausgestellten Tabellen erkennen, die eine Differenz bis zu 100% aufwiesen in der Entlöhnung der durch Verträge geregelten Heimarbeit und derjenigen ohne Verträge. Es kommt allerdings vor, daß selbst da, wo Verträge existieren, nicht mehr der festgesetzte Lohn bezahlt wird, schuld daran sind oft Unwissenheit und Unkenntnis, das Fehlen jeglicher Verbindungen zwischen den Interessenten und vor allem die Konkurrenz all der vielen, die unbedingt Heimarbeit wollen und zufrieden sind, wenn sie nur etwas dafür bekommen. Diese Konkurrenz der Arbeitsuchenden unter sich, die zu Unterangeboten führt, was anderseits dem Arbeitgeber ermöglicht, den vertraglich festgelegten Entlöhnungen auszuweichen, um seinerseits dem scharfen Konkurrenzkampf, dem er mit dem Absatz seiner Produkte ausgesetzt ist, eher gewachsen zu sein, das ist das große wirtschaftliche Problem, das in Deutschland so gut wie anderswo noch gelöst werden muß.

Wenn die Veranstalter der Ausstellung mit allem Nachdruck darauf hingewiesen haben, was die Anstrengungen der Gewerkvereine erreicht haben und noch erreichen können, so war dies doch nicht der alleinige Zweck der Ausstellung, sondern es war ihnen vor allem darum zu tun, die öffentliche Meinung aufzuklären, damit den heute noch vielfach großen Uebelständen in der Heimindustrie besser begegnet werden kann. Das große Interesse, das die Ausstellung wachgerufen hat, rechtfertigt diese Hoffnung; der Druck der öffentlichen Meinung vermag so viel in der Besserung der Verhältnisse in der strikten Anwendung von eventuellen Gesetzesparagraphen. Vor allem aber sind es die Heimarbeiter selbst, die auch die fernerstehenden unter ihnen für den Gedanken des Zusammenschlusses und der Solidarität gewinnen müssen, denn nur die Anstrengungen aller vermögen die Arbeitsbedingungen dauernd zu heben.

Zum Schluß betont die Verfasserin, wie notwendig eine internationale Gesetzgebung wäre, um alle Uebelstände in der Heimarbeit endgültig zu eliminieren. Oft erklären Arbeitgeber, die von Gewerkvereinen und Berufsausschüssen aufgestellten Lohnminimaltarife nicht annehmen zu können, weil im Ausland für die gleiche Arbeit bedeutend weniger bezahlt werde. Und da die Heimarbeitsware meist auch leicht transportabel ist, kommt dann die Drohung, im Ausland arbeiten zu lassen, eine Erfahrung, die z. B. auch unsere ostschweizerische Stickereiarbeiterschaft zu ihrem Leidwesen immer wieder machen muß. Das viel billiger arbeitende Vorarlberg bildet ein großes Hindernis für eine annehmbare Entlöhnung. Nur eine einheitliche Gesetzgebung zum Schutz der Handarbeit in der Heimindustrie könnte hier Abhilfe schaffen. Ein neuer Beweis, wie die Hebung der gesamten europäischen Volkswirtschaft nur erreicht werden kann durch immer neue Versuche, sich zu verständigen, zusammen zu arbeiten. C. N.

Die Alte am Fenster.

Von Margarete Beutler.

Sie gab und gab ... dem Mann ... den Kindern ..
Es durfte sie ein Jedes plündern,
Ein Leben lang, vor lauter Schenken,
Fand sie nicht Zeit, an sich zu denken.

Nun, da die Jahre sie beschweren,
Sitzt sie und wartet auf ihr Ende
Und staunt hernieder auf die leeren
Bronzenen Schalen ihrer Hände.

Wegweiser.

Bern: Montag den 26. April, 20½ Uhr, im Daheim. Monatsversammlung der Vereinigung bernischer Akademikerinnen:

1. Meinungsaustausch über die schweiz. Ausstellung für Frauenarbeit.
2. **Die Reaktionskörper im Organismus und deren Nachweis im Blut.** Von Frau Dr. phil. S. Abelin.
3. Gemütliches Beisammensein.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Helene David, St. Gallen, Tellstr. 19 (Telephon 25.13).
Feuilleton: Gertrud Niederer, Zürich, Haumesserstr. 33 (Telephon S. 28.49).

CITROVIN ALS ESSIG AERZTLICH EMPFOHLEN
DIE STETS FERTIGE SALATSAUCE u. MAYONNAISE MATUSTA
CITROVINFABRIK ZOFINGEN

Ihr Virgo ist für Herzschwache und Nervenleidende
unbedingt zuträglicher als purer Bohnenkaffee, weshalb wir Virgo (Moccasurrogat-Mischung) dem andern Kaffee vorziehen. **R. Boßhardt in S.** 114
VIRGO
Ladenpreise: Virgo 1.40, Sykos 0.50. NAGO Olten

Vorzeitiges Altern
Schwäche, Müdigkeit, Kraftlosigkeit, Angstzustände, gedrückte Stimmungen bekämpft erfolgreich
Elchina 138
Orig.-Fl. 3.75, sehr vorteilh. Orig.-Doppelfl. 6.25 i. d. Apot.

Au die finschte Sache
Chascht im Kochfett **Nussgold** mache!

Viele
100'000
RAS-Dosen wandern jährlich hinaus in alle Gaue des Schweizerlandes. Zu Stadt und Land, selbst im entlegenen Weiler ist Schuhcrème RAS zu finden — seit Jahrzehnten bekannt und beliebt wegen ihrer guten Qualität, Feinheit und Ausgiebigkeit. Jede Dose RAS, die Sie kaufen, verlängert die Lebensdauer Ihrer Schuhe.

Das Erholungsheim im Lutisbach,
OBERÄGERI (800 m ü. M.) Kanton Zug bietet das ganze Jahr Ruhe- und Erholungsbedürftigen sowie Feriengästen ein behagliches Heim. Zu näherer Auskunft sind gerne bereit:
Schwester **Hanna Kissling.** Schwester **Christine Nadig.**
(Offene Tuberkulose wird **nicht** aufgenommen)

Prilly-Lausanne
Pensionat u. Haushaltungsschule „La Semeuse"
Pensionat. Gründliche Erlernung der französischen und fremden Sprachen. Hand- u. Kunstarbeiten, Malen, Musik, Haushaltungs- u. Kochschule. Prospekt u. Referenzen. 31

Ecole nouvelle de Ménage
JONGNY sur Vevey.
Prosp. et Réfer.

Abonnements-Bestellung
für die Administration des „Schweizer Frauenblatt", Zürich, Sihlstr. 43

Die/Der Unterzeichnete bestellt hiermit das
„Schweizer Frauenblatt"
auf die Dauer von 1/4 Jahr zu Fr. 3.20
„ „ „ „ 1/2 „ „ „ 5.80
„ „ „ „ 1/1 „ „ „ 10.30

Ort und Datum: Unterschrift:

Nichtpassendes streichen — (Gefl. ausschneiden und einsenden)

Wand-Plättli, Bade-Wannen reinigt
Krisit
HENKEL & Cie. A.G., BASEL

Anstricken
von Strümpfen, auch feingestrickter, und (30
Ersetzen
der Füsse aller gewobenen, einschliesslich seidener Strümpfe. Aus 3 Paar 2 Paar oder mit neuem Tricot, Wolle, Baumwolle. Verkauf neuer Strümpfe.
Strumpfflickerei Altstetten-Zürich
Inh. W. Tröndle.

Gratis
erhält jede Dame, die Hausgebäck herstellt, bei Einsendung ihrer genauen Adresse das prächtige Heft:
„Garnieren der Torten", worin leichtfassliche Anleitung und Rezepte zum Glasieren und hübschen Garnieren von Gebäck. Dies Gratis-Angebot gilt nur für kurze Zeit schreiben Sie deshalb heute noch an:
J. Nietlispach, Olten.

Bubi-Kopf
Haarschneidemaschine, 1/10 mm Schnitt, schneidet wie rasiert (kein Verletzen). **Feinstes Fabrikat** Fr. 8.50 franko. **M. Scholz, Basel 2.**

Peddigrohr
prompter Versand (37
Emil Germann
Rohrmöbel und Korbwaren
Zürich 4, Bauhallenstr. 8
Kanzlei - Langstr.

Der grosse Gehalt an Arnika, in Verbindung mit den feinsten Pflanzenölen, verleihen dieser Seife ihre reinigende, wohltuende und verjüngende Wirkung
Suter, Moser & Cie. St. Gallen.

Wichsen Sie Ihre Tannenböden mit **CIRALO** dann ersparen Sie Scheuern und Müdigkeit!
3) Diverse heimelige Farbtöne Verweigern Sie die Nachahmungen [O F 18588 L
PROSPEKTE BEI DROGISTEN ODER LABOR. ERER, MONTREUX

ERST WASCHEN - DANN FÄRBEN
ist
die billigste und beste Methode!
Mit
BRAUN'S HAUSHALT-FARBEN
ist die
● HAUSFÄRBEREI ●
● ohne Kochen ●
● mühelos - gründlich - dauerhaft - billig ●

FÄRBEN SIE:
1. Alle Stoffe aus Wolle, Halbwolle, Baumwolle, Seide Kunstseide, Leinen etc. mit BRAUN'S „CITOCOL"-TABLETTEN — 60 Rp.
ZUM „AUFFRISCHEN":
2. Alle Stoffe aus Baumwolle, Seide, Halbseide, Leinen etc. nehmen Sie BRAUN'S „WILBRAFIX"-Kugeln — 35 Rp. (in Staniolpapier).
VERLANGEN Sie „BRAUN'S"! REFÜSIEREN Sie „ERSATZ"!
In allen Drogerien und Farbwarenhandlungen erhältlich.
(Dort gibt man Ihnen auch sachgemässe Auskunft).
Mit **„BURMOL"** (Braun's Packung für 600 gr Stoff) können Sie alles **entfärben** und auf diese Weise z. B. ein rotes Kleid hellgrün färben

Dr. med. **ADRIENNE KÄGI**
prakt. Aerztin und Augenärztin hat ihre Praxis als
Augenärztin
begonnen

Allgemeine Ausbildung, je mehrere Monate, als Volontärassistentin an den folgenden Kliniken des Kantonsspitales Zürich: medizinische Poliklinik (Herr Prof. Dr. Nägeli), Kinderklinik, psychiatrische Klinik, Hygieneinstitut; als Volontärassistentin und Assistentin der medizinischen Klinik (Prof. Dr. Eichhorst †).

Sechsjährige spezialistische Ausbildung und fachärztliche klinische, poliklinische und Spitaltätigkeit.

Zwei Jahre Assistentin der kantonalen und Universitäts-Augenklinik in Zürich unter dem verstorbenen Herrn Prof. Dr. Sidler.

*Drei Jahre Volontär-Assistentin der I. Universitäts-Augenklinik des Herrn Prof. Dr. Meller (Nachfolgers von Prof. Fuchs) im Allgemeinen Krankenhaus in Wien mit **besonderer Ausbildung in sämtlichen Augenoperationen.** (Jährliche Frequenz der Klinik 14,000 neue Patienten).*

*Ein Jahr Hospitantin der Augen-Abteilung des Herrn Prof. Dr. Lindner an der Allgemeinen Poliklinik in Wien zur speziellen Ausbildung in der **Zylinderskiaskopie**, der bis jetzt exaktesten Methode zur richtigen Brillenbestimmung b. schlechtem Sehen infolge von Hornhautverkrümmung (Astigmatismus).*

Sprechstunden täglich $10^1/_2$—5 Uhr ununterbrochen
38 BAHNHOFSTRASSE 38
im Hause Blumen-Krämer, Zürich 1
Telephon Selnau 5002

Gegen Krampfaderstrümpfe
besteht noch vielfach eine Abneigung. — Mit Unrecht, denn richtig u. zur richtigen Zeit angemessen leisten dieselben anerkannt vorzügliche Dienste. — Seit mehr als 30 Jahren liefern wir Strümpfe nach Mass, sei es durch Massnahme im Geschäft selbst oder durch Zusendung eines Mass-Schemas. Ein Versuch wird Sie befriedigen. Weitere Auskunft erteilt das (OF 5776 R)
Sanitäts- u. Spezialgeschäft Angst Aarau.

Flechten
jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte FLECHTEN-SALBE „MYRA" Preis: Topf Fr. 5.—. Zu beziehen durch die (OF 15574 Z
Apotheke Flora, Glarus

Soeben erschien:
Die Küche der berufstätigen Frau
und des kleinen Haushaltes (Auch für Alleinstehende). Praktische Anleitung zur Kocheinrichtung und zur Bereitung einer gesunden, einfachen Kost für kleinere Personenzahl bei beschränkter Zeit- und Materialverwendung von
Lydia Hofmann-Egli
Mit Titelbild und Einbandzeichnung von Ernst Tobler. In Leinwand geb. Fr. 5.50.
VERLAG von:
Heinrich Majer, Basel.

Persil

stets allein verwenden, ohne Zusatz

Erzieherin gesucht für England
(Nähe London) zu Kindern 4 und 1-jährig (Schweizer-Familie). Mehrjährige Erfahrung erforderlich. Eintritt **sofort.** Anfragen an **V. S. Zürichbergstraße 6, Zürich,** Tel. H. 21.00.

Ein herrlicher Frühlings-Aufenthalt
(ganz wie im Süden)
bietet sich in gebildetem Kreise (speziell Rekonvaleszenten) bei vorzüglicher Verpflegung in einzigartig schön gelegener, mit allem modernen Komfort ausgestatteten **Land-Villa** an renom. **Kurort der Ostschweiz** (Route n. d. Engadin, nur 1 Schnellzugsstunde v. Zürich entfernt). **Vollständig nebel- und staubfrei, denkbar günstigste Sonnenlage,** ausgedehnter, abwechslungsreicher Privatpark..
Anfragen sub. Chiffre M. 50 an OVAG A.-G, Zürich, Sihlstr. 43

Haushalte ich richtig?
Antwort auf diese Frage erteilt:
Dr. J. Burri's Haushalts-Buchführung
für unselbständig Erwerbende, insbesondere Angestellte und Beamte enthaltend in drei Teilen:
1. Eine Anleitung zur Haushaltsbuchführung
2. Kassabuch
3. Monats- und Jahresrechnungen.
Zu beziehen in allen Papeterien und Buchhandlungen.
Preis komplett: Fr. 5.25.
Prospekte gratis! (16
Verlag Schweiz. Kaufmännischer Verein.